

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als
unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“
und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der
Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald.
Verantwortl. Redakteur H. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 16. Mai 1901.

(Nachdruck verboten.)

Die Freundinnen.

Roman von Clarissa Bohde.

(Fortsetzung.)

XI.

Die Gondeln legten gerade noch zur rechten Zeit vor St. Georgio an, daß der Campanile vor dem Sinken der Sonne besiegen werden konnte. Man genießt von der Galerie desselben eine der herrlichsten Aussichten, ja eine noch vielseitigere als vom Campanile von San Marco. Weit über den Lido hinaus taucht das Auge in die blaue Flut der Adria, auf der im raschen Fluge buntfarbige Segel dahingleiten. Zu Füßen aber steigt die königliche Venezia empor, im Abendglanze noch von aller Pracht umkleidet, die sie einst zur Herrde der mittelalterlichen Welt machte. In rötlichem Glanze strahlt der Dogenpalast mit seinen Säulen und Balconen, dort breitet sich hinter den beiden mit Bronzebildern geschmückten Säulen die Piazzetta mit dem fröhlichen Gewimmel zahlloser gepuhter Menschen. Das aus Konstantinopel entführte, aus vergoldetem Erz gebildete Viergespann blickt im Abendscheine über den buntfarbigem Schmuck der Portale des Markusdomes, vor welchem die drei mächtigen Flaggenstangen auf kunstvoll verzierten Sockeln als Kinder der einstigen Herrschaft der Republik über drei Königreiche sich erheben.

Von dem hellfreundlichen Bilde fort wendet sich der Blick nach Westen, wo die Sonne sich langsam zu den Lagunen niedersenkt, in ihnen erlischt. Dort das volle Leben, die Herrlichkeit und Pracht einer durch die Kunst und Geschicklichkeit von Jahrhunderten geschmückten Stadt, hier vegetationslose Dede, in Blut getauchte stille Wasserflächen, von zahllosen zur Zeit der Ebbe hervortretenden Untiefen unterbrochen, über denen einsam die Wasservögel kreisen, die schimmernden Flügel im letzten Sonnenscheine badend. Es ist der Kontrast, der über allem Leben ruht, nur durch eine Augenwendung getrennt, hier Schönheit, Lust, Heiterkeit, dort Einsamkeit, Dede, Vergehen.

Die Sonne sinkt, ein Feuerball, hinab, ihr letzter Strahl hat selbst die Wasserwüste noch verklärt, jetzt fängt diese an kalt, unheimlich, farblos zu werden.

Olga schmiegt sich enger an den Gatten, der sie sanft von dem ernstern, erhabenen Bilde fort zur andern noch immer in lichtere Farben getauchten Seite hinzog.

„Dort,“ sagte er, und deutete auf den im Abendschein leuchtenden Bug der fernen Berge hin, „dort hinter jenen schimmernden Höhen liegt die Heimat. Bald lenken wir unsere Schritte wieder dorthin, doch ehe ich Dich in die ferne Stadt zum neuen Herd führe, sollst

Du noch einmal Vater und Schwester wiedersehen, damit Du Dich von der Grundlosigkeit Deiner Sorgen um dieselben überzeugst.“

„O, wären sie grundlos, Eugen! Ich wollte ja alles, selbst Dein Zürnen geduldig ertragen.“

„Zürne ich wirklich, meine gute Olga? Doch aber nicht ohne Ursache. Dem Manne geziemt es, den Blick klar zu halten, wenn die schwächere Frau durch nervöse Einbildungen gängstigt wird.“

So scheinbar verweisend im Gefühl seiner jungen Gattenwürde diese Worte auch von Eugen gesprochen wurden, so zärtlich ruhte doch der Blick des ehrlichen Auges auf dem jungen Weibe, das noch mit engen Banden an dem trauten Kreis der Familie hing, von dem ihr Leben nun für immer losgelöst war. Die kleine am Gehimmel aufgestiegene Wolke floh eilig davon vor der Liebe, die hell und rein in ihren jungen Herzen glühte. Anders bei den beiden älteren Ehepaaren; hier ließ sich die Harmonie nicht so rasch wieder herstellen, der Mißklang tönte leise, aber in dauernden Tonwellen fort in dem Gemüth, ja verging vielleicht nie mehr ganz. Gewohnheit und die Kunst, vor der Welt die inneren Gefühle zu verbergen, ließen indessen bei diesen gewandten Männern und Frauen nichts von der Verstimmung ans Tageslicht treten, die doch sie alle noch erfüllte. Ortman gab sich seinen gastlichen Pflichten mit der ganzen liebenswürdigen Bonhommie hin, die seine Person so einnehmend machte, daß trotz der vielgetadelten abenteuerlichen Art seiner Verheiratung ihm doch alle Kreise der guten Gesellschaft Roms geöffnet standen. Man schien überall in seiner Gattin die geschiedene Frau von Kürnberg vergessen zu haben. Alles Bemerkenswerthe erklärend, was in dem weiten Panorama dem Blick sich darbot, knüpfte er so interessante Erörterungen daran, daß sowohl der Delegationsrath als Cornelia mit Spannung ihm lauschten. Frau Virginie zwar hatte ihre Verstimmung vom Morgen noch nicht überwunden; ihr Auge streifte zuweilen voll Unruhe die beiden nebeneinander stehenden Gestalten Edithas und Walters. Doch hätte sie bei genauerer Beobachtung die Unruhe sich ersparen können; wenigstens Walter sah durchaus nicht wie ein vom Glücke der Liebe Getragener aus. Sein Antlitz war bleich, seine Augen blickten zerstreut und düster. Schweigend starrte er auf die immer mehr sich verdunkelnde weite Lagune. Edithas weiche wohlklingende Stimme erst weckte ihn aus seinen finsternen Gedanken.

„Haben Sie einen Kummer, Herr von Grumbach?“ fragte sie und setzte dann sogleich mit schüchtern niedergeschlagenen Augen hinzu: „Meine Frage ist vielleicht indiskret. Doch könnte Freundschaft und innige Theilnahme wohl zu erleichtern versuchen, was das Schicksal zu tragen Ihnen auferlegt hat.“

Die Sorge um den Mann, der, ohne es selbst zu wollen, sich einen Platz in diesem jungen Herzen eroberte, verrieth, was der jungfräuliche Stolz so lange zu verbergen gewußt hatte. Alle

Bärtlichkeit, die in Editha wohnte, brach in den wenigen Worten, in dem Tone ihrer Stimme durch. Erschreckt fast wendete Walter sich ihr zu. Zum ersten male stieg der Gedanke in ihm auf: Sollte dieses liebe, kluge, klar denkende Mädchen mehr für Dich empfinden als Freundschaft? Scham und Reue zugleich trieb ihm das Blut in die Wangen. Hatte er, im Egoismus der Liebe befangen, ein neues Unrecht begangen, Gefühle erweckt, die er nicht zu erwidern vermochte?

„Fräulein Editha,“ sagte er mit zitternder Lippe und preßte heftig die Hand des jungen Mädchens, „Ihre Güte für mich ist zu groß. Was mich bedrückt, können Sie nicht von mir nehmen! Ich danke Ihnen für Ihre Freundschaft, die ich mir indessen voll bewußt bin, nicht zu verdienen, nicht so zu verdienen, wie Ihr reines Herz sie spendet.“

Editha blickte ihn groß an; sie verstand ihn nicht ganz und dennoch erblickte sie. Ein kalter Reif war auf die Frühlingsblüte ihrer Liebe gefallen. Sie wandte das Auge leise erschauernd wieder dem Landschaftsbilde zu; aber hier war wie in ihrem Innern alles grau und kalt geworden. Ortmannt mahnte zum Aufbruch: „Es ist Zeit, daß wir hinunter steigen, ich sehe, die Damen frieren bereits.“ Er trat auf Editha zu und sah sie forschend an.

„Wie bleich Du bist, mein Kind, fühlst Du Dich nicht wohl?“ fragte er besorgt.

„Ganz wohl!“ entgegnete sie, sich zu einem Nücheln zwingend, „nur die Melancholie des Sonnenunterganges hat mich angesteckt.“

Sie eilte hastig die bequemen Windungen der Treppe hinab und war die erste bei den Gondeln. Die andern folgten gelassener.

Man war übereingekommen, noch nicht nach Hause zurückzukehren, sondern auf dem Markusplatze sich zu ergehen und dann in einem der Cafés dort etwas Warmes zu genießen.

Vor der Markuskirche auf der Piazzetta und der schon im Dichte ihrer Pandelaber strahlenden Piazza herrschte noch ein buntes fröhliches Treiben. Olga ging an der Seite Edithas; die beiden reinen jungen Herzen hatten sich einander genähert, sie plauderten bereits wie zwei langjährige Freundinnen. Olga strebte dem Wunsche des Vaters nachzukommen und fröhlich dem Genusse des Augenblickes sich hinzugeben. Als sie aber nun auf die Piazza trat, die mächtig emporstrebende Kirche zur Seite, das glänzende Bild des belebten, gleich einem Festsaal strahlenden Platzes vor sich, ringsum die Procurazien mit ihren von prächtigen, kunstvoll gearbeiteten Juwelen, schimmerndem Glas und andern Kostbarkeiten blizenden Schauläden, über sich den blauen italienischen Himmel mit seinem leuchtenden Sternenheer, da wallte ihr Herz über und ihr leicht bewegliches Gemüth machte sich in dem Seufzer Luft: „O, könnten doch Papa und Hildegard das auch sehen; hier müßten sie wieder froh werden und das Vergangene vergessen.“

Editha blickte sie theilnehmend an

„Daß doch kein Glück ganz ungetrübt ist. Auch Sie haben Sorge um eine leidende Schwester, den einsamen Vater, der die Gattin zu ihrer Befundung hat von sich geben müssen.“

Olga wandte sich schweigend ab; Editha aber bemerkte, wie die Wangen der jungen Frau sich höher färbten und plötzlich fiel ihr ein, daß Frau von Eickstetten ihr angedeutet habe, daß die Ehe von Olgas Eltern nicht ganz glücklich sei. Sonst drückte sie den Arm, der in dem ihren lag. Jetzt verstand sie, was wie ein Schatten über Olgas jungem Glück lag. Die Eltern im Zwiespalt! Ach, sie wußte, was eine weiche Kindesseele darunter leiden mußte.

Vor dem Café S. Marco fand sich die Gesellschaft wieder zusammen, um in die einladend erleuchteten Räume einzutreten, doch vermißte man Walter. Der Legationsrath meinte, dieser müsse Bekannte auf dem Markusplatz gefunden haben, er sei plötzlich von seiner Seite verschwunden gewesen und trotz alles Umschauens habe er ihn nicht wieder entdecken können.

„Er weiß, daß wir in ein Café gehen wollten,“ bemerkte Ortmannt, „er wird uns dort schon auffuchen und finden.“

Man nahm einen der Nischenplätze am Fenster in Beschlag, von wo aus man die Procurazien und die Piazza übersehen konnte. Unter all den Vorüberwandelnden war jedoch kein Walter zu entdecken. Mehr als eine Stunde verging, der Vermißte fehlte noch immer. Ortmannt runzelte ein wenig die Stirn, Editha sah ernst aus, Frau Virginia aber verzog etwas spöttisch den Mund. Sollte sie nun doch Recht behalten gegen den Vatten in ihrem Zweifel an dem Charakter des vielgepriesenen Bewerbers um Editha!

„Grumbach wird sich wahrscheinlich verspätet haben und gleich nach Hause gegangen sein,“ entgegnete Ortmannt auf seiner Frau herausfordernden Blick, „ich denke, auch wir schlagen den Heimweg ein.“

Man erklärte sich bereit. Aber auch daheim fand sich Walter nicht ein, ja er blieb den ganzen Abend aus. Gegen 10 Uhr trennte man sich, die Damen suchten ihre Gemächer auf, Ortmannt und der Legationsrath erklärten, noch einen Gang durch die Straßen machen und das junge Paar zu ihrem Hotel geleiten zu wollen.

„Lebten wir 200 Jahre früher,“ scherzte der Legationsrath, als sie durch die engen Straßen wandelten, „so würde ich denken, unser junger Freund wäre in ein geheimnißvolles Liebesabenteuer verstrickt, oder in die Hände der Bravi gerathen.“

„Auch ohnedem erscheint mir sein Ausbleiben räthselhaft!“ entgegnete Ortmannt kopfschüttelnd, ohne auf den Scherz einzugehen. „Indessen bleibt uns nichts übrig, als die Aufklärung darüber von ihm selbst zu erwarten.“

XII.

Dem im Ortmannt'schen Hause so schmerzlich Vermißten war in der That ein Abenteuer begegnet, wenn auch ein selbst gesuchtes. Seit Walter am gestrigen Abend die Gewißheit gewonnen hatte, daß Helene mit ihm in Venedig weile, richteten sich alle seine Gedanken darauf hin, sie zu finden. Trotz alles Forschens am Vormittage in den verschiedenen Hotels hatte er sie nicht zu erkunden vermocht; das kleine deutsche Haus an der Riva war ihm entgangen. Jetzt im Gemüthe auf dem Markusplatze glaubte er ihre Gestalt zu erkennen. Hastig brach er sich Bahn durch eine Gruppe lebhaft sich unterhaltender Italiener und strebte sie zu erreichen; aber sie war schon weiter geschritten, dem Eingange des Dogenpalastes zu. Mit raschen Schritten durchmaß er das Portal, trat auf den weiten von Loggien umgebenen Hof, aus dem die mächtige Treppe mit den beiden Gigantengestalten zur Seite sich aus dem dort herrschenden Halbdunkel gespensterhaft emporhob. Hier glaubte er die Gesuchte mit ihrer Begleiterin eintreten gesehen zu haben; doch als er sich jetzt umschaute, den weiten Raum durchspähend, fand er sie auch hier nicht. Einzelne verhüllte Gestalten eilten flüchtig an ihm vorüber, sie war nicht unter denselben. Mit einem Seufzer der Enttäuschung schlug er den Rückweg ein. Da erblickte er sie abermals, die schlankte Gestalt an das den Campanile umgebende kunstvolle Gitter gelehnt, den Blick auf den zum Nachthimmel herrlich emporragenden Dom gerichtet, und dieses mal allein. Sein Herz pocht hoch, es gelingt ihm, ihr nahe zu kommen, sie wendet ihm ihr Antlitz zu, und wie ein jäher Schreck fährt es über dasselbe, als sie ihn erkennt.

Walter erfaßt ihre Hand. „Helene,“ kam es bebend über seine Lippen, „endlich, endlich gefunden, und Sie weichen zurück, Ihr Herzschlag antwortet nicht freudig dem meinen?“

Sie zitterte, wie hilflos suchend blickte ihr Auge sich um. Antonie, die treue Freundin, ihr Halt und ihre Stütze in dieser Krisis ihres Lebens, hatte sich vor wenigen Minuten von ihr getrennt, um eine frühere Bekannte, eine deutsche Malerin aufzusuchen, und ihr guten Tag und Lebewohl zugleich zu sagen; denn schon für den morgenden Tag war die Abreise festgesetzt, zu der Helene drängte, um ein Wiedersehen zu vermeiden, dem sie nun doch nicht entging. Mit dem Bewußtsein jedoch, daß sie allein jetzt

dem Kampfe gegenüberstehe, kam Helene zugleich auch die Kraft den Kampf auszukämpfen und zu siegen.

„Nur nicht hier!“ bat sie, als Walter, nach Fassung ringend, weiter sprechen wollte. „Folgen Sie mir zu meiner Wohnung. Vielleicht ist es eine Schickung, daß wir uns noch einmal wiedersehen und vor dem Scheiden volle Klarheit über uns und unser Verhältniß gewinnen sollen, wenn auch dieses Wiedersehen dem Wunsche und Gebote meines Vaters widerspricht.“

Walter erbleichte, ein tiefer Schmerz sprach aus seinen Zügen, bitter zuckte es um seinen Mund.

„Das also ist das gehoffte, lang ersehnte Wiederfinden! O, auch ich fühlte mich durch das Gebot des Vaters gebunden, sonst hätte ich mir wohl früher die Klarheit zu verschaffen gewußt, von der Sie sprechen und hätte uns beiden diesen Augenblick erspart.“

Sie blickte wehmüthig zu ihm auf.

„Nicht so! Urtheilen Sie nicht, ohne mich gehört zu haben.“ Damit schlug sie den Weg zur Tiba ein; schweigend schritt er an ihrer Seite hin, die Brust von schmerzlichsten Gefühlen bewegt. Zahllose plaudernde, lachende Gruppen zogen an ihnen vorüber, die beiden sahen sie nicht. Den Blick nach innen gekehrt, im bitteren Kampfe mit sich selbst, eilten sie dahin. Endlich war das Ziel erreicht. Helene gab Walter ein Zeichen, mit ihr in das schlichte deutsche Haus, das sie bewohnte, einzutreten. Eine Dienerin öffnete diensteifrig das Zimmer, setzte eine Lampe auf den Tisch und half Helene Hut und Mantel ablegen.

Dann waren sie allein.

Walter stand am Fenster, den Blick auf die noch vom letzten Dämmerchein des Abends bestrahlte Lagune geheftet. Nun wandte er sich um, das Auge voll Zweifel und Bangen auf die geliebte Gestalt richtend, die wie gebrochen am Tische lehnte. Mit wenigen Schritten war er bei ihr, faßte ihre Hand und führte sie an die Lippen. Helene fuhr schmerzhaft zusammen und entzog ihm leise die Hand. Walter entfarbte sich, er fühlte alles Blut zum Herzen strömen.

„Helene,“ rief mit flammenden Blicken, „ich hoffte Sie als eine freie Frau wiederzufinden, als eine starke Seele, welche die vom Schicksal ihr auferlegten Ketten muthig von sich abgestreift hat, um dem höheren, dem höchsten Gebote des Herzens zu folgen. Sollte das alles ein Traum gewesen sein, sollte ich mich getäuscht, in Ihnen, dem Ideal meiner Jugend getäuscht haben? — O, das wäre bitter!“

Helene erbleichte bis zu den Lippen, sie schwankte. Er eilte auf sie zu, sie zu halten; aber sie schob ihn sanft, doch entschieden von sich.

„Helene,“ stieß er heftig hervor, „es ist nicht möglich. — Sie täuschen sich selbst in falsch verstandenem Pflichtgefühl, o, ich begreife das. Aber die Liebe hat ihr geheiligtes Recht, und Sie lieben mich. Sie gehören mir seit jener Stunde, als ich im Parke bei Althoffs das stumme Geständniß der Liebe aus Ihren Thränen las, die Sie um den Scheidenden weinten. Mit der Ueberzeugung Ihrer Liebe ging ich fort aus der Heimat, an ihr hielt ich glaubensvoll fest, obwohl es mir nicht vergönnt war, auch nur durch einen letzten Blick in Ihr Auge mir Trost für die lange Einsamkeit, die lange Zeit der Ungewißheit und des Wartens zu schöpfen. Sie können, Sie dürfen diesen Glauben mir nicht wieder rauben.“

Helene machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand und sagte mit leiser, aber allmählich fester werdender Stimme:

„Wenn ich Sie auch liebte, Walter, ja, wenn ich Sie auch noch liebte, ich darf Ihnen dennoch nie, nie angehören. Es ist die Rücksicht auf meine Ehre, auf Ihr Glück, Walter, die in mir diese Entscheidung gereift hat. Wir können unsere Zukunft nicht auf dem Ruin anderen Glückes aufbauen.“

Bitter zuckte es in seinem Antlitz.

„Und das erkennen Sie erst jetzt, jetzt, nachdem Sie das Haus Ihres Vaters verlassen, nachdem Sie selbst von ihm die

Freiheit empfangen haben, zu wählen, Ihr Schicksal in eine andere Bahn zu lenken? Und Sie sprechen von Rücksicht auf mich, auf mein Glück? O, hätte ich nie gehofft, hätten Sie mir nie ein Recht gegeben zu hoffen, ich stände jetzt nicht als Schiffbrüchiger am Anfang meines Lebens, als Schiffbrüchiger im Glauben an die Wahrhaftigkeit, an alle Vorzüge und Tugenden des Weibes, die ich in Ihnen verkörpert sah!“

Ein Wehen durchfuhr Helene's Körper; aber ihre Augen richteten sich groß und ernst auf ihn.

„Mehr als jede Argumentation,“ sagte sie, „giebt diese Ihre Aeußerung mir den Beweis, wie ein Bund zwischen uns unmöglich ist. Wir verstehen uns nicht, wir würden uns vielleicht nie verstehen. Ich hoffte, Sie würden begreifen, was mich zurücktreibt zu dem Manne, dem ich mich vor dem Altare angelobt habe. Meine Treue gehört ihm. Sie könnten später mit Recht an meiner Treue Ihnen gegenüber zweifeln, wenn ich dieselbe dem Vater, ob auch um Ihretwillen, gebrochen hätte.“

Auch er sah sie groß und prüfend an.

„Wie konnten Sie sich so wandeln, Helene? Sie sind nicht mehr das Weib, das ich liebte, das Weib, dessen Herrscherin das Gefühl, das schöne Empfinden eines reichen Herzens war. Wer über das Recht und Unrecht der Liebe grübeln kann wie Sie, der hat die Kraft und Frische seiner Gefühle schon eingebüßt.“

„Oder er hat gelehrt, sie zu beherrschen.“

Eine unbeschreibliche Regung von Schmerz, Enttäuschung, Borne kämpfte im Innern Walters.

„Ist dies Ihr letztes Wort?“ fragte er endlich.

„Mein letztes, ja. — Doch nein,“ setzte sie dann weich hinzu, „nehmen Sie mit meinem Lebwohl die besten Wünsche für Ihre Zukunft mit. Ich werde nie aufhören an Ihnen, an Ihrem Ergehen warmen Antheil zu nehmen.“

„Sie stoßen mich hinaus in die Seeleneinsamkeit, in die Trostlosigkeit zerstörter Hoffnungen, zerstörten Glaubens und geben mir als Almosen Ihre guten Wünsche, eine kühle Freundschaft mit! Was Sie mir in diesem Augenblicke rauben, kann mir das Leben nicht mehr wiedergeben.“

„Und doch hatten Sie den besten Trost schon gestern an Ihrer Seite!“ entgegnete sie sanft.

Er hob den Kopf und blickte sie betroffen an. Ein Gedanke durchzuckte ihn.

„Helene!“ rief er und dunkle Blut bedeckte wieder seine Wangen. „Ist es das, was Sie von mir treibt? Ich weiß es, erfuhr es gestern erst, daß Sie mit mir auf der Empore in der Markuskirche waren; Sie hatten die Grausamkeit, sich nicht zu erkennen zu geben.“

„Und deshalb um so mehr Mühe, zu beobachten.“

„Helene, Sie irren sich. Was mich zu der jungen Dame zieht, die Sie neben mir sahen, ist Freundschaft, keine Liebe.“

„Und wenn Sie dennoch sich ein Herz gewonnen hätten?“

Er blickte verwirrt.

„Das hoffe und das wünsche ich nicht.“

„Wäre es aber dennoch so, o, bedenken Sie dann, daß das Glück, die Zukunft eines jungen Lebens in Ihre Hand gelegt ist. Nehmen Sie nicht noch einmal Liebe, ohne sie wiedergeben zu können.“

Walter fuhr auf.

„Das sagen Sie mir, Sie? — So erfahren Sie denn, daß Sie mich in dieser Stunde gelehrt haben, wie rasch ein Weib sich wandeln, wie rasch es vergessen kann.“

Mit Festigkeit ergriff er seinen Hut und stürzte hinaus. Helene sah ihm mit einem langen, zitternden Blick nach. Der Kampf war zu Ende, sie hatte gesiegt, doch um welchen Preis? Die Hand preßte das wie im physischen Schmerz aufzuckende Herz. Mit ihm war der Traum von Liebe und Glück, die Ahnung höchster Seligkeit, die ihrer verlangenden Phantasie vorgeschwebt hatte, für

immer entflohen. Für sie gab es jetzt nichts mehr als Entfugung und Pflicht.

Eine halbe Stunde darauf kehrte Antonie zurück; auch sie sah eigenthümlich erregt aus. Aber beim Blick in Helenens verstörte Blicke drängte sie das Wort von den Lippen zurück.

„Mein Gott, was ist geschehen, Helene?“ rief sie und schlang ihre Arme zärtlich um die Freundin. Helene lehnte einen Augenblick aufathmend den Kopf an ihre Schulter, dann erzählte sie alles, die Begegnung der letzten Stunden, ihren Schmerz, ihre Vorläufe.

„Ich werde also morgen mit dem Bewußtsein die Heimreise antreten, daß es kein Zurück mehr für mich giebt,“ schloß sie. „Der Muth der Entfugung, der feste Wille, begangene Fehler zu sühnen, geschlagene Wunden zu heilen, werden mich begleiten. Du sollst mit mir zufrieden sein, Antonie!“

Die Freundin war tief bewegt. „Du tapferes Herz, ich begreife wohl, was Dich diese letzte Stunde gekostet hat; aber die Zeit wird kommen, wo aus den Thränen, dem Schmerz, Dir tausendfacher Segen erblüht.“

Sie küßte Helene auf die Stirn und versank in Sinnen. Nach einer längeren Pause wandte sie sich mit raschem Entschlusse derselben wieder zu.

„Wozu noch weiter damit zögern; auch ich habe bei meinem Besuche eine mich tief bewegende Nachricht erhalten, eine Nachricht, die mich veranlaßt, Dich zu bitten, unsere Abreise um einen Tag noch zu verzögern. Ortmanns wohnen augenblicklich in Venedig, meine Editha ist hier und ich ahnte es nicht. Und sie, sie mit das Liebste, was ich auf Erden besitze, ist die junge Dame, die Du an Grumbachs Seite im Markusdome sahest, im Hause ihrer Eltern ist er mit den Giebtens zusammen zum Besuch, und man glaubt allgemein, er sei der präsumtive Verlobte Edithas.“

Helene fuhr auf, Röthe und Blässe wechselten auf ihrem Antlitze.

„Und er sagte, er liebe sie nicht?“ flüsterte sie.

„Er treibt also auch mit diesem reinen Herzen ein frivoles Spiel,“ rief Antonie entrüstet. „Wie konnte es auch anders sein! Dieser Mann ist einer jener modernen Egoisten, die in sich den Mittelpunkt der Welt sehen, um den sich alles drehen muß. Rücksichtslos vorgehend, achten sie wenig darauf, ob anderen aus ihrem Thun und Lassen Uebles entspringt. So verlobte sich dieser Grumbach in auffallender Gefühlserregung mit Hildegard, um bald wieder, ihrer müde, in Leidenschaft für Dich zu erglühen. Nun wieder sucht er Zerstreuung in der Zeit des Harrens und Wartens bei Editha und verläßt sie bald ebenso leichtfertig, ohne weiter daran zu denken, was er ihr mittlerweile geworden ist.“

Helene faßte Antoniens Hand.

„Antonie,“ sagte sie sanft, „Du bist hart. Daß mich Dich heute mahnen, wie Du so oft mich gemahnt hast, nicht allzu schnell mit dem Urtheil zu sein. Wie Walter auch gefehlt haben mag, bedenke, wie viel Schuld auch ich an dem allen trage, wie ich versäumte, die aufodernde Flamme zu dämpfen, wie ich mich sonnte in seiner jugendheißen Bewunderung. Und dann die Qual der Ungewissenheit, o, wie habe auch ich unter ihr gelitten!“

„Entschuldigt das sein Verhalten gegen Editha?“ unterbrach sie Antonie. „Nein, Helene, Du solltest lieber mit mir Dich vereinigen, das theure Kind wenigstens vor fernerer Täuschung zu bewahren. Sie muß und soll alles wissen.“

„Antonie, ich bitte Dich, opfere nicht seine, nicht meine Ehre, die zu bewahren mein Gatte so viel gethan hat.“

„Hier entscheidet eine höhere Pflicht, — und was ich Editha auch mittheilen werde, es bleibt das ein Geheimniß zwischen ihr und mir. Für Deine Ehre Sorge nicht.“

„Aber er, sein Glück, seine Zukunft! Wie er auch jetzt sich dagegen verwahren mag, vielleicht blüht doch noch die Liebe zu dem edlen Mädchen in ihm auf, vielleicht ist sie berufen, ihm das Glück zu geben, das ich ihm versagen mußte.“

„Helene!“ rief Antonie bitter, „ist Deine Liebe zu diesem Manne noch immer so groß, daß sein Glück Dir über alles geht, daß Du nicht daran denkst, wie wenig Garantie sein Charakter einer Frau bietet?“

„Ich weiß, daß die edelsten Keime in ihm liegen,“ entgegnete Helene warm, „und wenn er durch Irrthum ging wie ich, warum zweifelst Du an seiner Erhebung aus demselben, wenn Du an die meine glaubst?“

Antonie blickte die Freundin ernst an.

„Sollte Editha denselben Glauben an ihn haben wie Du, so wird sie ihm auch verzeihen wie Du, im Falle er ihre Verzeihung begehren sollte. Ueberlasse ihr also ruhig die Entscheidung, mich aber lasse meine Pflicht thun. Editha hat vielleicht außer mir keinen, der ihr die Wahrheit sagt, keinen, der dieselbe vielleicht kennt; ich bin ihr also Wahrheit, volle Wahrheit schuldig.“

XIII.

Walter irrte währenddessen, eine Beute widersprechendster Empfindungen durch die einsamsten Straßen Venedigs, jeden belebten Platz, jede hell erleuchtete Straßen vermeidend, weil das Licht, der Anblick freudigen Lebens ihm wehe that. Auf einmal alle Hoffnungen, alle Pläne der Zukunft zerstört; wiedergefunden und verloren auf immer! War das die Liebe, auf die er gehofft, auf die er gebaut hatte, war das das Weib, zu dem er anbetend hinaufgesehen? Sie verwarf ihn, weil sie zu schwach war, ein Joch von sich zu schütteln, das sie doch auch zu tragen die Kraft nicht besaßen hatte. War er deshalb zum Verräther an seiner Jugendliebe, an Hildegard geworden, hatte er deshalb des Dufels Jorn und Verachtung auf sich geladen, um diese Stunde zu erleben? Sie selbst hatte sich vor ihm ihrer Göttlichkeit entkleidet, war vom Piedestal herabgestiegen, auf das seine Liebe sie erhoben hatte. Um ihretwillen hatte er sich von allem losgerissen, was ihm lieb und theuer war und nun ließ sie ihn allein, fürs Leben allein. Leer war sein Herz jetzt, leer und hoffnungslos, nur der Jorn hatte noch eine Wohnstatt darin. Wie tief, wie erbarmungslos hatte sie ihn verletzt, am tiefsten durch ihre Hinweisung auf Editha! War es Eifersucht, war es ein Trost, den sie ihm damit als Almosen zugeworfen? Ja, wäre er jenem edlen Mädchen früher begegnet, ehe dieser Sturm noch sein Herz verwüstet, ja ehe er in jugendlicher Uebereilung, in Dankbarkeit für die im Hause des Oheims ihm gewordene Liebe, mit Hildegard sich verlobt hatte, dann durfte er vielleicht die Hand nach ihr ausstrecken, selbst vor der reichen Erbin nicht zurückzusehen.

Kann der Mann doch auch dem begehrtesten Mädchen nicht mehr bieten, als ein wahrhaft liebendes Herz. Jetzt aber, nachdem die Bitterkeit der Enttäuschung sein Bestes in ihm zerstört hatte, jetzt wäre es eine Unwürdigkeit, ein so junges reiches Leben an das Seine fesseln zu wollen. Jetzt mußte er auch sie fliehen, auch ihre sanfte Freundschaft, um so mehr, wenn ihr Herz sich ihm zuneigte. Sein Entschluß stand fest, schon seit dem Augenblick, als auf dem Campanile von St. Giorgio Edithas warmes Gefühl für ihn in sanften Worten der Theilnahme sich verrathen hatte, die Gastfreundschaft des Ortmannschen Hauses nicht weiter anzunehmen, in aller Frühe morgen Venedig schon zu verlassen. Mit diesen Gedanken heirat er endlich wieder den alten Palazzo am Canale grande, die Wohnung Ortmanns. Kurz vor ihm waren die beiden Herren von ihrer Wanderung zurückgekehrt, Ortmann saß noch in seinem Atelier am Kaminfeuer und starrte finster hinein. Eine Ahnung überkam ihn, daß seine Hoffnungen für Edithas Glück scheitern würden, daß er sich in Grumbachs Gefühlen für sie getäuscht habe, und er machte sich nun bittere Vorwürfe, Walters Verkehr in seinem Hause begünstigt zu haben. In dem Wunsche, Edithas Glück zu begründen, an dem Kinde zu sühnen, was er an Leid den Eltern desselben angethan hatte, war von ihm die Gefahr herausbeschworen worden, die ihr die erste Enttäuschung, vielleicht einen Schmerz fürs Leben bereiten sollte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Sprechende Thiere.

Plauderei von M. Kossak.

Daß die Fähigkeit, sprechen zu können, nicht nur die Menschen, sondern auch manche Thiere besitzen, ist eine allbekannte Thatsache, aber in wie hohem Maße sie einzelnen derselben zu eigen sein kann, wissen doch vielleicht nur wenige. Man denkt, wenn man von einem redegewandten Thier hört, in der Regel an einen Papagei, der die bei seinesgleichen beliebten Phrasen „wo ist der Stock?“ „Polly schöner Vogel“ und „komm Kopschen klaun'n“ herleiern kann, umfaßt sein Wortschatz außerdem noch die Namen seiner Hausgenossen und einige Schimpfworte, so ist er nach allgemeinem Dafürhalten ein Wunder an Sprachgewandtheit. Das war auch meine Ansicht bis zu dem Tage, an dem ich vor langen Jahren die Bekanntschaft eines der Firma Hagenbeck gehörigen Papageis machte. Ich ging in der Hamburger Vorstadt St. Pauli spazieren, als ich vor einem großen Hause eine zahlreiche Menschenansammlung bemerkte, in deren Mitte jemand des alten Dessauers Lieblingsarie „So leben wir, so leben wir!“ sang. Die Stimme klang etwas näselnd, an die eines Betrunknen erinnernd, der Vortrag aber war merkwürdig ausdrucksvoll und humoristisch. Neugierig trat ich näher und sah zu meinem Erstaunen, daß der Sänger ein schöner grüner Papagei mit roth und gelber Zeichnung war. Der Beifall der Leute schmeichelte ihm offenbar, denn er gab noch mehrere Lieder, darunter „Mädel ruck, ruck, ruck“, „Heil Dir im Siegerkranz“, „Wir winden Dir den Jungferkranz“ und „Gaudemus igitur“ zum Besten. Dazwischen erzählte er Anekdoten und ahmte allerhand Thierlaute nach. Ich hörte später, daß der Vogel neun Lieder mit sämtlichen Versen singen und so und so viele Gedichte, Monologe und Dialoge von Anfang bis zu Ende deklamiren konnte. Außerdem umfaßte sein Repertoire noch ungezählte längere und kürzere Sätze und Bruchstücke aus Märchen, Novellen und dramatischen Werken. Sein Wärter sagte, daß er ihn jeden Tag mit neuen Proben seiner Gelehrsamkeit überraschte. Ist behielt er einen Satz auswendig, nachdem er ihn nur ein einziges mal gehört hatte. Der Papagei besaß Beltruf und es waren Herrn Hagenbeck schon ungeheure Summen für ihn geboten worden, aber er verkaufte ihn für keinen Preis.

Wenn dies Thier nun freilich auch ein Unikum darstellte, so giebt es immerhin eine Menge andere seiner Art, die ebenfalls mit viel Sprachtalent begabt sind. Allerdings können sie selten mehrere untereinander zusammenhängende Sätze sprechen; einzelne Worte und Redensarten, die ihre Umgebung mit Vorliebe gebraucht, merken sie sich zwar leicht, aber längeren Ausführungen gegenüber versagt ihr Gedächtniß. Von einem Papagei, der eine Ausnahme hiervon gemacht haben soll, berichten uns dessenungeachtet die Geschichtsschreiber. Seine Besitzerin war die Fürstin Daschkow, die Freundin der Kaiserin Katharina der Zweiten von Rußland. Diese ebenso geistreiche, wie boshafte Frau liebte den Klatsch ausnehmend und wenn sie mit anderen Damen des Hofes zusammen war, verschonte ihre scharfe Zunge niemand, wie hochgestellt er auch sein mochte; war der gefiederte Liebling der Fürstin nun bei solchen Gelegenheiten zugegen, so verfolgte er mit gespannter Aufmerksamkeit die Unterhaltung, um sie dann später Wort für Wort vor unberufenen Ohren zu wiederholen.

Einmal hatte die Daschkow sich auch über die Kaiserin unehrerbietig geäußert und als diese bald darauf die Freundin mit ihrem Besuch beehrte, mußte die letztere es erleben, daß der Papagei zum Verräther an ihr wurde. Dieser Vorfall hätte sie um ein Haar die Gunst ihrer Gebieterin gekostet, um der Komik der Situation willen ließ Katharina jedoch Gnade für Recht ergehen. Der Vogel hatte nämlich, was die Fürstin besonders amüßigte, Stimme und Betonung seiner Herrin aufs Täuschendste kopirt.

Auf welchen körperlichen Eigenschaften die sprachliche Begabung der Vögel beruht, ist bis jetzt eigentlich noch von keinem Naturforscher ergründet worden. Die Sachverständigen geben diese und jene Erklärungen, doch stützen sie sich dabei nur auf Hypothesen. Auch der Umstand, daß die sprechenden Vögel fast ausschließlich unter den verschiedenen Aabenarten, zu denen gleich den Papageien auch Dohlen, Elstern und Krähen gehören, zu finden sind, bietet nur geringen Anhalt für die diesbezüglichen Untersuchungen. Sehr scherzhaft ist das, was die bekannte Schriftstellerin Charlotte Niese über sprechende Dohlen erzählt. In ihrer holsteinischen Heimat gab es deren unzählige und jedes Kind fing sich alljährlich mindestens eine, in der Hoffnung, sie zum Sprechen abzurichten. Aber die „Cläuse“ — jede Dohle führt im Holsteinschen den Namen „Cläus“ — täuschten fortgesetzt die Hoffnungen ihrer Besitzer, bis eines schönen Tages Charlotte Nieses „Cläus“, ein im übrigen jammervolles Geschöpf, zu der Kleinen grenzenlosem Entzücken ein paar Worte rebete. Sein Beispiel fand Nachahmung, denn bald darauf sprach auch der Cläus eines Jungen aus Charlottens Bekanntschaft und zwar bedeutend besser, als der ihrige.

Die Annahme, daß auch kleine Singvögel zuweilen sprechen können, wird von vielen für irrig erklärt, doch ist sie das so ganz doch nicht. Auf einer ornithologischen Ausstellung in Berlin, die vor wenigen Jahren stattfand, war ein Kanarienvogel, der mit zwar sehr dünnem piepsendem Stimmchen, aber doch vollkommen deutlich die Worte „Wo ist mein kleiner Bijou?“ sagte. Genau den nämlichen Satz sollen, wie ich an verschiedenen Stellen gelesen habe, in älterer und neuerer Zeit andere der kleinen Sänger gesprochen haben. Es müssen wohl die Finkenarten, zu denen die Kanarienvögel im weiteren Sinn gleichfalls gehören, bescheidenes Sprachtalent besitzen, denn ein Stieglitz — auch Diebstahlfink genannt, — den ein ostpreussischer Handwerker aus dem Nest genommen und aufgezogen hatte, schrie jedem, der sich ihm näherte, das Wort „Spizbube“ entgegen. Jetzt wird das Thierchen wohl längst nicht mehr leben, aber ich kenne viele Personen, die es sprechen gehört haben.

Gehen wir nun zu den Säugethieren über, so finden wir auch unter ihnen eine Menge sprechender Exemplare, nur hat die Sache hier einen Haken. Ihre Sprache besteht im wesentlichen nur aus den ihnen eigenen Naturlauten, die durch eine mühselige Dressur derart variiert sind, daß sie an einzelne einsilbige Worte leicht anklingen. So sagt der sprechende Hund, dessen Naturlaut „wau“ heißt, statt „ja“ „jau“ und statt „nein“ „naun“. Andere Worte hört man selten von ihnen, ihr Sprechen ist nur in sofern von guter Wirkung, als man's ihnen eingeübt hat, auf an sie gerichtete Fragen die entsprechende bejahende oder verneinende Antwort zu geben. Katzen pflegen dagegen meist das Wort „Mama“ sagen zu können, weil dieses sich mit ihrem „miau“ ziemlich deckt. Ihr „Mama“ klingt freilich manchmal überraschend menschenähnlich, in viel höherem Grade als das „Mein“ und „Ja“ der Hunde. Die sprechenden Hunde, Katzen, Ziegen oder sonstigen Thiere, die auf den Jahrmärkten gezeigt werden und vollständige Zwiegespräche mit ihren Besitzern führen, können dagegen nicht eine Silbe sprechen, diese Vorführung ist der reine Humbug. Entweder haben sie Larvenköpfe aufgestülpt, in denen sich ein Phonograph befindet, oder ihr Besitzer ist ein geschickter Bauchredner.

Eine unbestreitbare Thatsache ist es jedoch, daß man Elefanten zum Sprechen abzurichten vermag. Es handelt sich schließlich auch bei ihnen um eine Modifikation des Naturlauts, aber immerhin gelingt es, ihnen ganze Sätze einzutrichtern, auch klingen dieselben so deutlich, daß man sie sofort versteht. Melodisch dürfte allerdings diese Töne, die wie aus einem Topf zu kommen scheinen, schwerlich jemand nennen.

„Aber die sprechenden Affen —“ werden meine Leser fragen — „sollen wir von ihnen denn garnichts erfahren? Professor Garner hat doch in bezug auf ihre Sprache die erstaunlichsten Entdeckungen gemacht und sogar ein kleines Affenvokabularium

herausgegeben“. Hierauf muß ich jedoch erwidern, daß die Affensprache — sofern dieselbe notabene wirklich existirt — unsern Brüdern nach Darwin von der Natur verliehen ist, während ich hier nur von Dressirkunststücken gesprochen habe. Die Resultate der Garnerschen Forschungen gehören daher auf ein anderes Gebiet, als das von mir behandelte.

(Nachdruck verboten.)

Stephanie.

Von Julien Verr de Turique.
Autorisirte Uebersetzung von E. Vilmar.

„Du bist also vollkommen au fait, mein Junge?“

„Allerdings, Mama. Wenn es Dich beruhigt, will ich Dir mein Pensum hersagen: Also heute abend werfe ich mich in Gala und fahre mit dem Glockenschlage zehn nach Boulevard Malesherbes Nr. 99 zum Ball der Familie Desport. Dort angelangt, stelle ich mich Monsieur und Madame vor, mache ihnen ein tiefgefühltes Kompliment und bitte um die Günst, mit ihrer Tochter, Fräulein Stephanie, tanzen zu dürfen . . .“

„Die man Dir gern gewähren wird.“

„Nun ja, weil man unsere geheimen Absichten — wollte sagen: Deine geheimen Absichten — kennt und zu billigen scheint. Eigentlich . . . wenn ich mir die Sache so recht überlege, könnte ich Dir heinade gram werden, beste Mama. So ohne meine Einwilligung über meine Hand zu verfügen! Mich in meiner Abwesenheit zu verheiraten, und obenein mit einem Mädchen, das ich nicht einmal kenne!“

Madame Durand lächelte. „Aber ich kenne sie. Das dürfte Dir genügen.“

„Ho, ho!“

„Nun, ich bin meiner Sache vollkommen sicher, mein lieber Junge. Wenn Du sie gesehen haben wirst . . .“

„Dann ist's um mich geschehen, meinst Du?“

„Unbedingt. Du wirst selbst überzeugt sein, mein Paul, daß ich, wo es sich um Dein Lebensglück handelt, keinesfalls leichtfertig vorgehen werde. Ueberdies muß ich gestehen, daß es mir recht schwer fallen dürfte, mich so bald nach Deiner Rückkehr aus Mittel-Asien wieder von Dir zu trennen, nachdem die Mission, womit der Minister Dich betraut, mich ein ganzes Jahr Deiner Gegenwart beraubt hat. Denn so viel steht fest: Sobald Du vermählt bist, gehörst Du mir nicht mehr an wie bisher. Doch Dein Glück über alles! Ist's nicht die Pflicht der Mütter, sich zu opfern? Infolge dessen gelangte ich, als ich die Bekanntschaft der reizenden Stephanie gemacht, auch sehr bald zu dem Entschluß . . .“

„Holla, der werde ich meinen Sohn anschmieren.“

„Nun ja, so ungefähr,“ lächelte Frau Durand. „Wir lernten uns, wie bereits erwähnt, in diesem Sommer in Dieppe kennen. Ich wünschte, Du hättest sie dort sehen können. Wo das elegante, graziöse, liebreizende Wesen sich zeigte, erregte sie einen Sturm der Bewunderung. Wir wohnten in demselben Hotel. Ihre Eltern und ich befreundeten uns miteinander. Ich erzählte ihnen natürlich auch von Dir und Deinen glänzenden Aussichten und zeigte ihnen gelegentlich Dein Portrait, wobei ich mich der Bemerkung nicht verschließen konnte, daß Du nicht mißfielst . . .“

„In effigie . . .“

„Kurzum, man schien dem Gedanken einer möglichen Heirat zwischen Dir und Stephanie nicht abgeneigt. Ich fürchtete nur eines: daß Dir vor Schluß der Saison irgend ein Fürst oder Millionär bei dem lieben Kinde zuborkommen könne. Doch glücklicherweise wies sie alle Bewerbungen ab, und bei unserer Trennung erhielt ich das Versprechen, daß sogleich nach Deiner Rückkehr, in den ersten Tagen des Oktober, eine Zusammenkunft zwischen Euch beiden arrangirt werden sollte.“

„Dann findet dieser Ball also einzig und allein meinethwegen statt?“

„Freilich; es ist die beste Art, Euch auf harmlose Manier zusammenzuführen. O, wie bedaure ich, nicht Augenzeuge des ersten Begegnens zweier Wesen sein zu können, die so ganz für einander geschaffen scheinen! Doch leider, dieser garstige Rheumatismus . . .“

Paul erhob sich, bereit dem Wunsche der Mutter zu entsprechen und sich diesen Vogel Phönix vorerst einmal anzusehen.

„Du bist also überzeugt, daß sie mir gefallen wird, Mama?“

„Es unterliegt keinem Zweifel.“

„Wie sieht sie denn eigentlich aus, diese berühmte Stephanie? Ist sie blond mit blauen Augen oder eine Brünette mit mattem Teint?“

„Das wirst Du schon selbst sehen,“ lächelte die Mutter diplomatisch.

„Besitzest Du keine Photographie von ihr?“

„Nein, nein, nein! Ich sage nichts, ich zeige nichts! Du sollst überrascht werden!“

„Ei, das ist gefährlich! Wenn sie mir nun dennoch mißfällt?“

„Dieserhalb bin ich ganz unbesorgt. Ich wünschte, es wäre schon morgen, und ich könnte Deine begeisterten Lobeshymnen, den Ausbruch Deines schwärmerischen Entzückens vernehmen; denn daß Du mir ganz närrisch verliebt heimkehren wirst, ist über jeden Zweifel erhaben.“

„Gehen wir also! Ich fange an Vertrauen zu gewinnen.“

„Ja, Du kannst Dich vollkommen auf meinen Geschmack verlassen. Versuche zu gefallen, und Du wirst in den Besitz des reizendsten Weibes gelangen, das Deine Phantasie zu extrahieren vermag. Und reich ist sie obenein auch, ein Umstand, der niemals Schaden kann.“

Paul war besiegt, seine Neugier gewedt. Diesen rara avis, diese Vereinigung so vieler Vorzüge mußte er sich unbedingt ansehen. Und er begab sich in sein Zimmer, um Toilette zu machen.

II.

Um zehn Uhr hielt Pauls Wagen vor dem Hause Nr. 99, auf dem Boulevard Malesherbes. Eine lange Reihe von Equipagen stand bereits vor der Thür des Hauses, dessen zweite Etage im glänzendsten Lichtmeer strahlte.

Paul folgte dem Schwarm der Gäste, welche die breite, teppichbelegte Treppe erstiegen.

An der Schwelle des Empfangssaales stand ein älteres Ehepaar, mit welchem sämtliche anlangenden Gäste Begrüßungen wechselten.

„Jedenfalls die Wirthel!“ dachte Paul. Und als die Reihe an ihm war, näherte er sich mit tiefer Verneigung.

„Paul Durand, der Sohn von Madame Durand“, stellte er sich mit der angenehmen Genugthuung derer vor, die da wissen, daß ihr Erscheinen erwartet, erhofft worden.

„Sehr erfreut, mein Herr, Sie bei uns zu sehen,“ entgegnete der Herr des Hauses verbindlich. Und seine Gemalin fügte hinzu: „Heutzutage thun die jungen Leute alle so, als ob sie den Tanz nicht mögen. Wir sind daher allen Freunden unseres Sohnes, die an diesem unschuldigen Vergnügen Gefallen finden, sehr dankbar für ihr Erscheinen.“

Paul verneigte sich abermals. „Was,“ dachte er, „hier ist auch ein Sohn im Hause? Davon hat Mama mir ja gar nichts gesagt.“

„Meine Tochter!“ bemerkte die Dame des Hauses jetzt mit entsprechender Handbewegung nach einem in der Nähe stehenden jungen Mädchen hin, deren Anblick ihm bisher durch einen Kreis von Gästen entzogen worden.

Es war eine muntere kleine Brünette, mit anziehenden, sympathischen Zügen und lebhaften, ausdrucksvollen Augen, kurzum charmant.

Paul verstand . . . oder glaubte doch zu verstehen. Und dem reizenden Kinde seinen Arm bietend, promenirte er mit ihr durch die Salons.

Ein Walzer . . . eine Polka . . . eine Station am Büffet . . . ein zweiter Walzer, gefolgt von einer Mazurka und einer Quadrille.

Schon wurden die kleinen Tischen zum Souper aufgestellt, und doch schien es Paul, als sei er soeben erst gekommen. Fürwahr, die Mutter hatte recht: dieses Mädchen war einfach unwiderstehlich.

Und sie? Nun, sie war ebenfalls nicht unempfindlich gegen die stattliche, distinguirte Erscheinung, den Geist und die fesselnde Unterhaltungsgabe ihres Tänzers geblieben. Hatte sie ihm doch selbst vertrauensvoll gestanden:

„Mein Herr, ich muß Ihnen eine Lüge bekennen.“

„Eine Lüge? . . . Sie, mein Fräulein? . . . Ist's möglich?“

„Ja . . . Soeben hat Mr. Hector, ein Freund meines Bruders, mich zum Souper engagirt. Aber er ist gar nicht amüsant, und eine ganze Stunde lang neben ihm sitzen und seine Konversation anhören zu müssen . . . brrr! . . . Ich bekam keinen kleinen Schreck . . .“

„Und dann . . .?“

„Nun, dann habe ich ihm gesagt, ich sei bereits engagirt.“

„Von wem?“

„Von Ihnen . . . Sie verzeihen, nicht wahr?“

Ob er verzieh! Es fehlte nicht viel, so wäre er ihr zu Füßen gestürzt, hätte ihr gestanden, daß er sie anbetete und sie angefleht, die Seine zu werden. Allein er beherrschte sich und beschränkte sich auf die Antwort:

„Ich verzeihe Ihnen nicht nur, mein Fräulein, sondern fühle mich Ihnen zu tiefstem Danke verpflichtet.“

Doch seine Stimme vibrirte vor innerer Bewegung.

Man soupirte.

Welche Grazie, welch reizende Natürlichkeit, welch köstlicher, sprudelnder Frohsinn, welch hinreißendes Ensemble!

Mit jedem Gange — in gleichem Maße wie sein Hunger sich legte — wuchs seine Liebe.

Biel zu schnell schlug die Scheidestunde.

„Auf Wiedersehen, mein Herr,“ sagte sie, ihm beim Abschiede die Hand bietend, „auf baldiges Wiedersehen hoffentlich!“

„Jawohl, auf baldiges Wiedersehen, mein verehrtes Fräulein!“

Von seinen Gefühlen übermannt, neigte sich Paul und drückte einen langen Kuß auf ihre kleine Hand.

Gleich darauf stieg, nein, stürzte er die Treppe hinab. Er empfand das unwiderstehliche Verlangen, in freier Luft zu athmen, unter dem unermesslichen Himmel von dem unermesslichen Glücke zu träumen, das seiner harrete.

Natürlich wollte er sie heiraten. Und je eher, je lieber. Am liebsten auf der Stelle. Er konnte den Verlobungstag kaum noch erwarten.

„Stephanie, meine geliebte Stephanie!“ flüsterte er vor sich hin.

Drunten vor dem Hause blieb er noch einmal stehen und hob den Blick zu der erleuchteten Fensterreihe, hinter welcher diejenige weilte, die sofort sein Alles war. Dann wandte er sich heimwärts.

Doch kaum hatte er zwei Schritte gemacht, als er gegen einen Herrn anrannte, der soeben aus dem Nachbarhause getreten war.

„Du, Paul?“ klang es verwundert an sein Ohr.

„Du, Gilbert?“

„Wo kommst Du denn her zu vorgerückter Stunde?“

„Von einem Valle hier nebenan. Und Du?“

„Ich desgleichen.“

Ein Händedruck und die beiden Herren gingen nach verschiedenen Richtungen davon.

„O, dieses reizende herrliche Geschöpf!“ dachte Paul im Weiterschreiten. „Welch unendlichen Dank schulde ich dem helfenden

Auge der Mutterliebe, welches sogleich erkannt, daß nur sie allein mich wahrhaft glücklich machen kann.“

Stephanie! Welch schöner Name! O, wäre er erst so weit, sie bei ihrem Vornamen nennen zu dürfen. Stephanie und Paul . . . Paul und Stephanie . . . wie gut das zusammenklang!

Ob sie wohl wußte, daß er Paul hieß? Doch wohl, denn vorausichtlich war sie von der projektirten Zusammenkunft verständigt worden.

Still vor sich hinlächelnd, bewunderte er die Schelmerei des holden Kindes, das nicht die leiseste Andeutung gemacht und gethan, als habe sie vor dem heutigen Abend noch nie ein Wort über ihn vernommen. Selbst seiner Mutter hatte sie nicht ein einziges mal Erwähnung gethan, und Herr und Madame Delpont ebensowenig; ja, sie hatten ihn nicht einmal nach ihrem Ergehen gefragt. Dennoch war es ihm nicht entgangen, daß ihre Blicke unterhohlenen Wohlgefallen verriethen, wenn sie ihn mit ihrer Tochter tanzen sahen. Sie schienen also einen willkommenen Schwiegersohn in ihm zu sehen, und auch vor Stephaniens Augen hatte er offenbar Gnade gefunden.

Unablässig klang in seinem Ohr ihr Scheidewort: „Auf baldiges Wiedersehen, hoffe ich.“

„Ja, jawohl, auf baldiges Wiedersehen, Stephanie, auf baldiges Wiedersehen!“ stieß er in seiner Ekstase unwillkürlich laut hervor und erschreckte dadurch einen harmlosen Passanten.

„Jedenfalls ein Tollhäusler!“ dachte dieser schauernd und erschleunigte seine Schritte, um den Seinigen daheim zu erzählen, daß er soeben einer großen Gefahr entronnen sei.

III.

Nach einer schlaflos verbrachten Nacht fand Paul sich im Speisezimmer zum Frühstück ein, woselbst die dampfende Chokolade schon für ihn bereit stand.

„Nun, mein Sohn?“ fragte Frau Durand in gespannter Erwartung.

„Ach, Mama! . . .“ sagte er nur, doch in einem Tone, der mehr sagte als die begeistertste Lobrede.

„Mein liebes Kind, wie glücklich bin ich!“ lächelte sie.

Dann versanken beide in träumerisches Schweigen.

„Und nun erzähle mir alles ganz genau,“ nahm Frau Durand soeben das Wort. „Wie war der erste Eindruck, den sie auf Dich gemacht?“

Doch ehe Paul zu antworten vermochte, erschien der Diener mit einem Briefe.

„Aha, von Madame Delpont,“ bemerkte die Mutter . . . „Ich kenne ihre Handschrift. Jedenfalls will sie mir mittheilen, daß Du Stephanie gefallen hast.“

„Lies schnell, Mama, lies schnell!“ bat Paul voll lebhafter Ungeduld.

Madame Durand öffnete das Schreiben und las:

„Madame . . .“

„Madame?“ unterbrach sie sich betreten. „Wir pflegten uns doch „liebe Freundin“ zu nennen . . .“

„Aber so lies doch nur erst, Mama, ich bitte Dich!“

„Madame, ich kann nicht umhin, Ihnen mein Erstaunen über Ihr Verhalten auszudrücken. Während ich auf Ihren ausdrücklichen Wunsch und an dem von Ihnen bezeichneten Tage einen Ball entrire, um Ihren Sohn mit meiner Tochter bekannt zu machen, bleibt der junge Herr ohne weiteres fort und hält es nicht einmal der Mühe werth, uns einer Absage zu würdigen?“

Unter diesen Umständen werden Sie es begreiflich finden, daß ich von dem bewußten Projekt absehe und mir die Ehre gebe, Ihnen die Verlobung meiner Stephanie mit dem Marquis de la Voillette anzuzeigen, der sich schon lange um meine Tochter beworben.

E. Delpont.“

„Aber die ist ja toll!“ rief Paul.
 „Was, in aller Welt, bedeutet das?“ fragte Frau Durand tiefbetroffen, da muß irgend ein Irrthum, ein Mißverständnis vorliegen! . . . Du bist doch Boulevard Malesherbes Nr. 99 gewesen?“
 „Gewiß, diese Adresse hattest Du mir ja gegeben.“
 „Und Du hast doch hoffentlich mit Stephanie getanzt . . . mit einer großen, stattlichen Blondine?“
 „Nein, mit einer zierlichen Brünette.“
 Entsetzt starrten Mutter und Sohn einander an. Kalter Schweiß perlte auf ihrer Stirn.
 „Hast Du Dir Herrn und Frau Delport genau angesehen?“
 brach Frau Durant sodann das drückende Schweigen.
 „Ja.“

„Er ist groß und hager, sie korpulent?“
 „Nein, er ist klein und dick, sie hager.“
 „O, Du unseliger Junge, dann bist Du ja in ein falsches Haus gerathen!“
 „Bewahre! Das ist nicht möglich!“
 Doch im nächsten Moment kreuzte ein Gedanke Pauls Hirn.
 „Ah sapperlot! . . . da fällt mir ein . . . nebenan war ja auch Ball . . . Heiliger Brahma, Du wirst recht haben, ich bin in ein falsches Haus gerathen!“
 Frau Durand war nahezu verzweifelt, während Paul seine Fassung sehr bald wiedergewonnen. „Aber beste Mama,“ tröstete er, „was ist denn schließlich so Schlimmes dabei? Fräulein Stephanie ist uns nun zwar entgangen, doch Fräulein Marie oder Luise oder Mélanie . . . die andere nämlich . . . ist uns geblieben. Und das ist die Hauptsache, da sie es ist, die ich liebe und heimzuführen hoffe.“

IV.

Sie hieß weder Luise, noch Marie, noch Mélanie sondern Masmie und ist, ohne sich erst viel bitten zu lassen, Pauls Frau geworden.

Und heute tönt es bei jeder Gelegenheit von den Lippen ihrer glücklichen Schwiegermutter:

„Welch ein Glück, daß mein Paul sich damals in der Hausnummer geirrt hat! . . . Wenn ich bedenke, daß er in einem Haar an diese oberflächliche, frivole, kokette, puß- und vergnügungsfüchtige Stephanie gerathen wäre! Nie und nimmer hätte ich mir das verzeihen können!“

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Bilderräthsel.



Zogogriph.

Mit i treibts mächtig an,
 Es fehle nie dem Mann.
 Mit o giebt es ein Thier,
 Ist unentbehrlich schier.
 Mit e, im Sonnenglanz
 Erfreut's durch lustigen Tanz.

Gleichklang.

Es flattert, es ziert
 Es hält und schnürt.
 Er läßt sich aufschlagen
 Kann Vieles Dir sagen.

Krostichon.

Eber — Genua — Inka — Murat — Seil —
 Selma — Siam — Tonne.

Von jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umstellung der Buchstaben ein anderes Hauptwort zu bilden. Werden die neuen Wörter so geordnet, daß sie h bedeuten: 1. Nutzpflanze; 2. Singvogel; 3. Flußthier im Harz; 4. Spiel der Phantasie; 5. edles Gewächs; 6. Sinnesorgane; 7. Zeichen; 8. altbliblicher Name; so bezeichnen die Anfangsbuchstaben im Zusammenhang gelesen ein beliebtes Getränk.

Zifferblatträthsel.

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII

Statt der Ziffern des Zifferblatts sind die Buchstaben: A, B, EE, GG, I, L, M, N, O, R derart zu setzen, daß die Zeiger bei ihrer Umbrehung Wörter von folgender Bedeutung berühren:

- 1—6 Zustand des Fehlens.
- 2—6 Fanggeräth.
- 4—7 Farbe.
- 5—8 Fluß.
- 7—9 türkischer Titel.
- 9—12 Ausdruck des Wechselrechts.
- 11—1 altberühmte Stadt.
- 11—3 Werk der Dichtkunst.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A Aß; K König; D Dame, Ober; B Bube, Benzel, Unter; V M H die drei Spieler).

M, der Spieler in Mittelhand, behält auf folgende Karte Wendespiel:

a, b, cB, a10, K, bA, cA, dK, 9, 8.



Er tournirt aA, findet noch dB und drückt dK, 9; hat also nunmehr eine Karte, auf die er unbedingt Schneider zu machen hofft. Das Spiel wird jedoch verloren, obwohl die b10 blank sitzt. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Lampencylinder.

Auflösung des Zahlerräthfels.

Charfreitag; Harfe, Arie, Ratte, Feige, Reiher, Eiche, Ich, Teich, Arche, Graf.

Auflösung der Pyramide.

S
 S T
 O S T
 R O S T
 S T O R E
 O S T E R N

Auflösung der Schachaufgabe.

(Dreizüger von A. Burmeister).

W. Kg1, Tc8, d5, Lb3, d6, Be2, f2, f5, g5, h5.

Schw. Ke4, La1, f7.

- 1. Ld6—b8, Ld4 (Ld5); 2. Lc2 +. —
- 1. , Le5 oder beliebig; 2. Tc4 +. —

Nichtige Lösungen gingen ein von: Georg Goettel, Richard Mallon, Elfe Menard, Stübner, Meise, Reiter, Elisabeth Stieff, Bruno Unverferth, Bromberg. Hugo Meyer, Erone a. B. Anna Sch., Otto und Arthur Zuk, Franz Lauser, Willy Pollack, Erich Stübner, Erna Schmidt, Martha Ciesla Bromberg.